

Teilabdruck aus:

Walter Gödden

Traumata

Psychische Krisen
in Texten von Annette von Droste-Hülshoff
bis Jan Christoph Zymny

Ein Materialienbuch

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2021

Die vorliegende Veröffentlichung erscheint im Rahmen des Projekts
»Outside I Inside I Outside. Literatur und Psychiatrie«
gefördert von der LWL-Kulturstiftung und vom Land Nordrhein-
Westfalen. Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.



**Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Publiziert von
Aisthesis Verlag Bielefeld 2021
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1658-2
Print ISBN 978-3-8498-1766-4
www.aisthesis.de



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband *Melancholie des Reisens* (2020)

Zum Abschluss dieses Buches noch einmal das Leiden an der Gegenwart und an der Leere des modernen Lebens. Ist nicht derjenige, der sich mit den Bequemlichkeiten der westlichen, zivilisierten Gesellschaft arrangiert hat, dem Tod viel näher als jemand, der sich ihm bewusst aussetzt? Solche Fragen bilden den Hintergrund von Michael Roes' Romanen und speziell seines Essay-Bandes *Melancholie des Reisens* (2020). Das Vertraute ist, wie Roes sagt, »eben auch das Abgelebte, Verbraachte, Schalgewordene«. (S. 146) Und: »Ich denke jeden Tag an den Tod, seit meiner Jugend. Das ist aber kein beängstigendes Gefühl, sondern eine ständige Selbstvergewisserung. Lebe ich auch lebendig, mache ich das Beste aus meiner Zeit?« (S. 501)

Für Roes findet der heutige Mensch erst durch radikale Fremderfahrung zu sich selbst. Seine oft monatelangen Reisen führten ihn nach Afghanistan, Israel, Jemen, Mali, Marokko, Albanien, Tunesien und viele weitere arabische und afrikanische Staaten, auch in die USA, darin eingeschlossen außergewöhnliche, auch riskante Situationen:

Es gibt auf Reisen, zumindest auf meinen Reisen, durchaus lebensgefährliche Situationen, und es ist das höchste Gefühl der Lebendigkeit, wenn das Leben bedroht ist. Das unbewegte Leben ist dem Tod deswegen so nah, weil es so unlebendig ist. Reisen bedeutet, sich der Gefahr auszusetzen. Es gibt eine ganze Industrie abenteuerlicher Selbstgefährdung, weil wir Menschen das in unserem Alltag offenbar vermissen [...]. (Ebd.)

In *Melancholie des Reisens* finden sich gleichlautend Sätze wie:

Lebensgefahr ist zweifellos ein hervorragendes Antidepressivum. (S. 83)

Zugleich, davon bin ich überzeugt, sucht jeder Reisende auf seiner Reise insgeheim den Tod. Auf der Reise zu sterben fern der heimatlichen Erde, verschafft ihm eine Art Unsterblichkeit. (S. 227)

Das Reisen erzeugt eine gesteigerte Bewusstheit für Körperliches, für die Gerüche, die Temperaturen, das Atmosphärische, für alles, was man nicht nur durch das Lesen am Schreibtisch erfahren kann. Man kann beim Lesen eine Menge erfahren, nicht aber das unmittelbare körperliche Da-Sein an einem anderen Ort, dazu muss ich mich dorthin bewegen. Deswegen muss ich da gewesen sein, an den Schauplätzen, über die ich schreibe, weil der Reflexion über sie sonst etwas Elementares fehlt. (S. 502)

Jede Reise hat ihre Freuden und Wunden. Freuden und Wunden gehören zusammen. Manchmal sind es gerade die Freuden, die die Wunden schlagen. (S. 164)

In 13 Essays schildert Roes die mit seinen Reisen verbundene gesteigerte Selbstwahrnehmung, die schon im Vorfeld einsetzt:

Habe ich Angst? Nein. Ist es leichtsinnig, keine Angst zu haben? Jeder Aufbruch ist mit Wochen voller Melancholie verbunden, einer Melancholie, die fast die Symptome einer Depression trägt ... Nahezu jeder meiner längeren Reisen geht diese wochenlange Zeit der Schwermut voraus. Etwas stirbt, etwas Neues kämpft sich ins Leben. (S. 43)

Ein hohes Maß an Leidensfähigkeit ist einkalkuliert:

Aber der Gewinn ist enorm: eine Intensität des Erlebens, unwartiert vom Geschwätz der Begleiter, eine gesteigerte Form der Lebendigkeit, die uns süchtig macht, und vor allem eine Rückeroberung unseres eigenen Körpers, der diese Bewegung erlebt oder erleidet. (S. 108)

Aus dem Gefühl einer »abgrundtiefen Verlorenheit« (S. 251) schöpfe er das Gefühl von Selbstgewissheit und Glück. Roes spricht in diesem Zusammenhang von einer obsessiven »Sehsucht«, die er immer wieder neu zu befriedigen suche.

In Aden buchte er dasselbe Hotelzimmer wie einst der französische Dichter Arthur Rimbaud:

Unter genau diesen schwarzen Balken, von denen sich die Zecken und Wanzen nun auf mich stürzen, hat sich womöglich Rimbaud in schlaflosen Nächten gewälzt, das Leben im Allgemeinen und diese Stadt im Besonderen verfluchend. (S. 12)

Nachts wurde er von plötzlichen Gewehrsalven und heftigen Explosionen geweckt:

Zunächst denke ich an ein Feuerwerk, wie es manchmal während Hochzeitsfeiern abgebrannt wird. Doch ein kurzer Blick auf mein Handy sagt mir, dass es halb drei in der Nacht ist. Bei der nächsten Explosion beben die Wände des Hotels. Es scheint, als wären in meiner unmittelbaren Nachbarschaft heftige Gefechte ausgebrochen. Vor meinem inneren Auge sehe ich die Glastür des Hotels bersten und Vermummte ins Foyer eindringen. Sie schießen den Nachtportier nieder, greifen ins Schlüsselbrett nach den Passkopien, blättern sie rasch durch und sortieren sie nach Nationalitäten. Dann notieren sie sich die Zimmernummern und stürmen los. Ich ziehe mich an, gehe hinunter zur Rezeption und erkundige mich, was draußen auf der Straße los sei.

Der Nachtportier zuckt gleichgültig die Achseln: Das Verlagsgebäude von Al-Ayyam werde gerade von Regierungstruppen zusammengeschossen.

Ein Terroristennest?, frage ich.

Eine oppositionelle Zeitung, antwortet der Portier.

Ich weiß nicht recht, ob mich diese Erklärung wirklich beruhigt. Der Beschuss eines Verlagshauses mitten in der Altstadt Adens mit Maschinengewehren und Mörsergranaten auf Grund einiger regierungskritischer Artikel erscheint mir in seiner Maßlosigkeit dann doch weitaus beunruhigender als das befürchtete Wiederaufflammen des Bürgerkriegs. (S. 39f.)

Seine nächste Station war Kabul, wo er u. a. den Filmen und Romanen Pier Pasolinis nachspürte. Dort hatte er sich vorgenommen, Nigel Williams' gesellschaftskritisches Stück *Class Enemy* in afghanische Kontexte zu übertragen. Darüber hinaus konnte er sich seine jugendliche Truppe auch als Darsteller auf der Bühne oder vor der Kamera vorstellen. Er wohnte damals streng ghettoisiert etwa sieben Kilometer vor der Stadt auf einem abgeriegelten und bewachten Uni-Campus. Eine fast heile

Welt, verglichen mit der vollständig zerbombten Stadt, deren ehemalige Prachtstraße ihn an den Berliner Ku'damm anno 1945 erinnerte. Um sich nicht in trügerischer Sicherheit zu wiegen, verließ Roes das Camp durch einen verbotenen Nebeneingang. Bei anderer Gelegenheit machte er unerlaubt Filmaufnahmen, was zu Konflikten führte:

Auf dem Rückweg filme ich ein wenig aus dem fahrenden Wagen. Eine Polizeistreife hält uns an, zwei Uniformierte stürmen auf uns zu, reißen die Fahrertür auf und richten ihre Maschinenpistolen auf Mansoor. Meine Kamera ist schuld, begreife ich erst jetzt und versuche, die Situation zu beruhigen. Sie wissen natürlich, dass ich ein Ausländer bin, trotzdem oder gerade deswegen wollen sie entweder meine Kamera beschlagnahmen, ich könnte mit ihr ja Militärgeheimnisse oder mögliche Anschlagsorte ausspioniert haben, oder ein Bußgeld von zehntausend Afghani kassieren. Mansoor erklärt ihnen, ich sei ein Gast der Regierung, er kennt derlei Situationen zur Genüge, aber die Polizisten sind in diesen Geschäften ja nicht weniger erfahren und stoßen ihre Pistolenläufe noch brutaler in Mansoors Rippen. Mich wagen sie indessen nicht direkt zu bedrohen. Mansoor greift in seine Jackentasche, doch statt des geforderten Wegezolls zieht er sein Handy heraus und wählt eine gespeicherte Nummer, ehe die Polizisten es ihm untersagen können. Nach einem kurzen Wortwechsel reicht er den Uniformierten sein Handy, einer hält es sich ans Ohr, lauscht eine Weile, ohne ein Wort zu erwidern, dann gibt er Mansoor sein Handy zurück und wirft uns einen letzten mürrischen Blick zu. Warte nur, Kleiner, wir sehen uns irgendwann wieder – so deutete ich diesen Blick. (S. 90f.)

Bei der Universitätsleitung und der Bevölkerung stieß das sozialkritische Übersetzerprojekt zunehmend auf Widerstand:

Inzwischen ist von diesem projektiven Aufruhr auch der ferne DAAD in Bonn beunruhigt und sorgt sich um meine Sicherheit. Auch sie halten inzwischen ein Ende meines Seminars für die beste Lösung. Und ohne Unterricht mache ein weiterer Aufenthalt in Kabul wenig Sinn, also sollte ich baldmöglichst nach Deutschland zurückkehren. Keiner der Beteiligten fragt mich nach meiner Einschätzung der Lage. Vielleicht ist sie ja in der Tat irrelevant. (S. 97f.)

Er wird quasi ausgewiesen. Roes resümiert:

Erst jetzt wird mir klar, auf dieser Reise war ich kein Reisender. Ein Reisender mischt sich nicht ein, ein Reisender hält sich zurück, er will nicht verändern, verbessern. Wenn er nicht mehr erwünscht ist, reist er ab, kehrt dorthin zurück, von wo er gekommen ist. Auch diese Freiheit verzeihen ihm jene, die zurückbleiben müssen, nicht. (S. 98)

In Tanger begab sich Roes auf die Spuren der Romane und Erzählungen der wilden 1960er, William Burroughs, Paul Bowles, Jack Kerouac. Dort wollte er mit Studierenden Frank Wedekinds *Frühlings Erwachen* auf die Bühne bringen, was eher schlecht als recht gelang. Auch hier waren Konflikte programmiert, weniger politische als geschlechtsspezifische. Diese hatten mit sozial-kulturell konnotiertem Rollenverhalten und sexuellen Tabus zu tun.

Anfangs herrschte Euphorie unter den über hundert Freiwilligen, die sich beteiligen wollten. Doch dann steigerte sich die Furcht der Studenten, »ihr kühles, protzendes Verhalten abzulegen und Schwäche, Verletzlichkeit oder Einfühlungsvermögen zu zeigen«. Während Roes' Abwesenheit sollte einer aus ihren Reihen das Projekt weiterführen, resignierte aber:

Es sei ihm nicht gelungen, schreibt Hicham, die Gruppe nach meiner Abreise zusammenzuhalten. Sie nähmen ihn nicht ernst und ignorierten seine Anweisungen. Er sei eben nur ihr Kommilitone.

Dann zählt er, in Fettdruck, die Gründe des Scheiterns auf: Sie kannten keine Disziplin, keine Pünktlichkeit, keine Ausdauer, sie hätten sich nur für die Teilnahme am Theaterprojekt beworben, um ihren Spaß zu haben. Jeder wolle der Star sein, keiner sich in die Gemeinschaft einfügen. Die wenigen, die noch ein Interesse am Gelingen des Projekts hätten, würden abwarten, dass ich zurückkäme. Bis dahin wollten sie mit den Super-Egos nichts zu tun haben.

Meine Aufgabe verschärft sich noch, indem ich die gleiche Anzahl an Berliner Studenten mit nach Tanger bringen werde, die mit der marokkanischen Truppe ein gemeinsames Ensemble bilden sollen. (S. 153f.)

Doch dann tritt das Überraschende ein, zwei Welten, zwei Kulturen »vermählten [sich zu] etwas Hybridem, Grenzüberschreitendem, das wir, wenn es seine unverwechselbare Form gefunden hat, *Kunst* nennen«. (S. 172)

Ebenso abenteuerlich gestaltete sich Roes' Versuch, in der israelischen Wüste Lessings *Nathan der Weise* als moderne dreisprachige Oper zu inszenieren und zu verfilmen – eine Art Undergroundaktion mit einkalkuliertem Scheitern:

Um nicht ewig darauf zu warten, dass ein Opernhaus sich der Uraufführung dieses Werkes annimmt, wollen wir es selbst mit Hilfe einiger Sängerfreunde in einer Art Guerillaaktion ohne Budget und Produzenten an »Originalschauplätzen« in Jerusalem verfilmen. *Guerilla filming* heißt, man arbeitet mit dem, was man vorfindet, Kulissen, Kostüme, Gesichter, dreht ohne Möglichkeiten der Wiederholung und immer unter Gefahr des Einbruchs unkontrollierbarer Wirklichkeit in die Inszenierung bis hin zum erzwungenen Abbruch. Die unter derartigen Bedingungen arbeitenden Künstler nehmen, da sie im Grunde keine andere Wahl haben, das Fragmentarische und womöglich Unabgeschlossene des entstehenden Werkes in Kauf. Die Alternative wäre, es gäbe überhaupt kein Werk. (S. 189)

Die Arbeit an solchen Projekten sei, so Roes, ein dynamischer, interkultureller Prozess, der mehr zähle als ein perfektes Endergebnis. *Melancholie des Reisens* führt mehrere Unternehmungen auf, die letztlich ins Leere laufen und dennoch einen Wert an sich darstellen.

In die Produktionstagebücher eingewoben sind kulturhistorische Beobachtungen. Das westlich geprägte Tel Aviv – laut, feucht, offen, sinnlich, lebendig, jugendlich, hedonistisch – gibt für Roes das Negativebeispiel einer modernen Stadtentwicklung ab. Vielmehr fühlte er sich zum ursprünglichen Jerusalem hingezogen. Es wirkte auf ihn »wie der dunkle Bruder dieser lebensfrohen weißen Stadt am Meer, verschlossen, mürrisch, eifersüchtig, halsstarrig, sinnenfeindlich, hochmütig« (S. 200) – und dadurch authentisch. Roes habe sich »dort immer glücklicher gefühlt als hier in Tel Aviv. Die Glückssucht und der Vergnügungszwang können genauso schwermütig stimmen wie der Opferwahn« (S. 200). Ein anderer Tagebucheintrag lautet:

Vieles, was ich einmal an Tel Aviv geliebt habe, gibt es nicht mehr, das Unaufgeräumte, Schmutzdelige, Improvisierte, das Levantinische, Arabische, Herzliche. Alle dunklen Ecken und Nischen, alle unkrautüberwucherten Brachen sind weggeräumt, hell ausgeleuchtet und kameraüberwacht. Die Stadt ist innerhalb einer Generation einer umfassenden Gentrifizierung anheimgefallen. Die Jungen, die Künstler, die Anarchisten fliehen, die Armen räumen den Müll weg, ansonsten bleiben sie unsichtbar. Ach ja, das Mekka der Start-ups, das nahöstliche Silicon Valley! (S. 205)

Die Erkenntnis aus dieser Reise:

War ich je auf einer Reise so mürrisch, abweisend, unzugänglich, uninspiriert? Was hatte ich mir denn erhofft? Niemand braucht hier unseren aus der Zeit gefallenen *Nathan*. Und die wenigsten wollen ihn. Wäre es in Gaza, Bagdad oder Damaskus anders? Es kommt mir vor, als hätte die Separation Wall auch mich, meine Lebendigkeit, meine Geistesgegenwart eingemauert. Ja, die Sicherheit im Land hat sich erhöht, aber um welchen Preis? In wenigen Jahren wird ganz Israel von einer meterhohen Betonwand, Natodraht und Minenstreifen umgeben und nicht nur der vermeintliche Feind ausgesperrt sein, sondern man sich auch selbst eingemauert haben. (S. 219)

Weniger spektakulär und unfreiwillig kontemplativ verlief der Aufenthalt im jordanischen Amman. Der Autor fragte sich: »War ich je zuvor in einer Stadt, die so schwer zu fassen ist?« Eigentlich wollte Roes nach Damaskus reisen, um dort für seinen Einsiedlerroman *Das Stundenbuch*, dessen Handlung während des gegenwärtigen syrischen Bürgerkriegs spielt, Eindrücke zu sammeln. Da dort jedoch Reisende unerwünscht waren, führte sein Weg ins benachbarte Amman, »nicht, weil Amman viel Ähnlichkeit mit Damaskus hätte, sondern allein, um dem verfehlten Ziel doch noch so nahe wie möglich zu kommen«. (S. 223)

Es fällt ihm schwer, den Menschen der Stadt näher zu kommen.

Denn das Leise im Umgang trägt auch ein Element des Unverbindlichen und Schamhaften in sich. Wird eine gewisse Grenze der Vertraulichkeit überschritten, ist es, als habe man sich aneinander verbrannt. Es bleibt

eine schmerzhaft Narbe in der Bekanntschaft. Von nun an meidet man sich und geht einander aus dem Weg. (S. 249)

Die Cafés und Bars um den Pariser Platz wirken durchweg europäisch. Die Besucher sind jung und gut ausgebildet:

Man öffnet die europäische Kultur nicht nach, man begreift sich als Teil der europäischen Kultur. Und möglicherweise stimmt es ja, egal ob in Paris, Berlin oder Amman, es handelt sich inzwischen um eine globale Bohème von jungen Weltbürgern. (S. 246)

Woran sich für ihn die Frage anknüpft: »Wirkt Amman vielleicht gerade deshalb so entspannt, weil es eine in jeder Hinsicht junge Stadt ist und keine gefährdeten Traditionen zu verteidigen hat?« (S. 246) Seine Streifzüge sollen ihn auch in die dunklen Seiten der Stadt führen, aber sie scheinen nicht zu existieren. Stattdessen trifft er auf eine austauschbare westliche Kultur.

Der Kaffee im Ecstasy schmeckt ausgezeichnet, kostet allerdings auch genauso viel wie im Cafe Einstein Unter den Linden, die Musik ist cool, die Gäste sind kosmopolitisch wie die Getränkepreise. Sie fragen niemanden um Erlaubnis, um sich als Weltbürger zu begreifen. Sie sind Teil der Macht, unverschleiert, polyglott, heterosexuell. Zum ersten Mal sehe ich offen lesbische Frauen in einer arabischen Stadt. Sexuelle Selbstbestimmung war und ist immer auch eine Frage ökonomischer Unabhängigkeit. (S. 261)

Jordanien ist das einzige arabische Land, in dem Homosexualität nicht unter Strafe steht. Ist das von Bedeutung? Offensichtlich ja:

Meine Reisen haben mich gelehrt, dass der Umgang mit gleichgeschlechtlicher Liebe überall auf der Welt ein entscheidender Maßstab für die Furchtlosigkeit und innere Schönheit einer Gesellschaft ist. (S. 228)

Und doch, so scheint es zumindest, wirken sich die fehlenden Spannungen lähmend aus. In Roes' Alltagsbeobachtungen mischen sich resignative Reflexionen über das Schreiben:

Nun denke ich, diese Art zu lesen und zu schreiben hat keine Zukunft. Schon bald wird es niemanden mehr geben, der sagt, ohne Literatur würde ich verhungern, verdursten, ersticken. Es wird keine Dichter mehr geben, die sich wegen eines misslungenen Verses die Pulsadern aufschneiden oder auf Grund einer vernichtenden Kritik duellieren und zum Mörder werden. Vielleicht noch in Albanien oder Chile, aber nicht mehr in unserer Welt des Self-Publishing.

Der Niedergang des Schreibens und Lesens ist auch einer des Reisens. Denn der wahre Reisende ist ein Lesender. (S. 226)

Für Roes ist Amman keine Stadt, »die zu einem Werk herausfordert. Für das *Stundenbuch* hätte ich auch in der Schweiz recherchieren können. Was lasse ich hier? Zwei, drei Gespräche, die vielleicht Spuren hinterlassen. Werde ich wiederkommen? Eine Notwendigkeit besteht nicht.« (S. 273)

Ganz anders eine Reise, zu der Roes 1999 aufgebrochen war und die er unter dramatischen Umständen abbrechen musste. Sie führte von Bamako nach Timbuktu. Die gescheiterte Exkursion wollte er zu einem späteren Zeitpunkt zu Ende bringen. Doch wieder sind die Begleitumstände widrig:

Zunächst ist es die Ebola-Epidemie im benachbarten Guinea; dann sind es die Terroranschläge in Bamako und die nach wie vor prekäre Sicherheitslage in und um Timbuktu, die mich von meinen ursprünglichen Plänen Abstand nehmen lassen. Die Aufstockung deutscher Soldaten in Mali zur Entlastung der Franzosen nach den Anschlägen in Paris erhöht die Gefahr für einen zivilen deutschen Reisenden noch, denn Soldaten, in Uniform oder Zivil, sind nahezu die einzigen Europäer, die sich gegenwärtig in den Norden Malis wagen. Verwechslungen sind da kaum auszuschließen. Also habe ich mich entschlossen, den Winter in Tunis zu verbringen und mich imaginär und erinnernd Timbuktu zum zweiten Mal anzunähern. (S. 277)

Entsprechend wechselt im Reisebericht die Perspektive. Mal befinden wir uns in Tunis, dann wieder in Mali. Bevor Roes in Tunis eintrifft, hat dort gerade ein Terrorangriff auf die Präsidentengarde zwölf Todesopfer

gefordert. Ein Gefühl des Unbehagens machte sich bei ihm breit, hielt ihn aber nicht von der Reise ab. Die Stadt selbst erscheint ihm gleichförmig und erlebnisarm, eher reizlos und ermüdend. Auch hier haben die sozialen Medien das Leben stark verändert. Roes stellt einen Riss fest, der das Land und die gesamte Gefühlswelt erfasst und bei der jüngeren Generation eine depressive Grundstimmung herbeigeführt habe. Ihre Welt ist nicht mehr die ihrer Eltern.

Angesichts der sich bei ihm einstellenden Unlust über den Aufenthalt stellen sich Selbstzweifel ein. Hat sein Drang, Neues zu entdecken, abgenommen? Fordert das Alter seinen Tribut, eine sich einschleichende Langsamkeit?

Vielleicht muss das Begehren, die Entdeckerfreude gegenseitig sein. Aber es ist wahr, kaum noch ein Buch, ein Film, eine Theateraufführung, die von mir gelesen oder angeschaut werden wollen oder müssen. So geht es mir auch mit den Menschen. Der Blick richtet sich immer mehr nach innen. (S. 332)

Am Ende der Reise ergreift die »Melancholie der Heimkehr« von ihm Besitz.

Alles, was sich hier ereignet hat, war nur begrenzt und flüchtig. Was ich mit nach Hause nehme, hat keine Substanz. Wir leben in getrennten Welten, nichts Bleibendes verbindet uns, so wenig, wie mich mit den Gehörlosen in Aden oder meinen Studenten in Kabul noch verbindet. Wie sollte sich das Verbindende auf Dauer und über die große Ferne hinweg auch gestalten? Es bedarf der gemeinsamen Arbeit. Alle Beziehungen sind Verhältnisse auf Zeit, alle Verbindungen sind vorübergehend. Man darf nur den Schmerz darüber nicht zu groß werden lassen. Es ist nicht das Erlernte, das ich hasse, was ich hasse ist, daß ich darin wohne. (S. 419)

Bei der erinnerten Reise nach Mali wurde ihm hingegen alles abverlangt. Durch das allgegenwärtige Chaos in dem wenig zivilisierten Land, aber auch in physischer Hinsicht. Roes wurde von fast hundertprozentiger Luftfeuchtigkeit empfangen und von Temperaturen, die selbst nachts noch vierzig Grad betrug. Nach drei Tagen Aufenthalt war er bereits

völlig erschöpft. »Als ob die Stadt mir jeden Lebenssaft aus dem Leib gesogen hätte. Von der Gier ihrer Bewohner ganz zu schweigen. Keinen Schritt konnte ich gehen, ohne dass ein Heer von Händlern mich bedrängte.« (S. 288) Dann stellten sich chronischer Durchfall ein und eine Krankheit mit hohem Fieber, entweder Malaria oder eine schwere Lungenentzündung, verbunden mit schweren Träumen:

Wer bist du?, fragt mich die Stimme ruhig, bestimmt, ohne jegliches Pathos. Meine Reise endet abrupt vor einem großen, graubraunen Felsbrocken. Ein geheimes Tor? Ein imposantes Grabmal? Wer ich bin? Soll ich mir mein eigenes Epitaph in den Stein meißeln? (S. 364)

Sein Körper erschien ihm »wie aus dünnem Glas, durchsichtig, zerbrechlich, doch bis in die letzte Faser gegenwärtig und klar« (S. 349). Schweißausbrüche, Hyperventilation, Blutauswurf, Luftnot, vier Nächte ohne Schlaf und fast ohne Mahlzeit, selbst das Trinken fällt ihm inzwischen schwer, er ist, wie er schreibt, ausgetrocknet, blutig und wund. Er wird schließlich von seinem Bruder nach Deutschland zurückgeholt.

Roes zieht das Fazit:

Es sind selten schöne Orte, an die es mich auf meinen Reisen verschlägt, schön zumindest nicht dem ersten Augenschein nach. Es gibt keine plötzliche Verzauberung, keine Liebe auf den ersten Blick, sondern meist erst mal eine tiefe Verstörung und Orientierungslosigkeit. Mit diesem Orientierungsverlust beginnt die Reise. Jede Reise. (S. 46)

Weder suche ich mir die Reiseziele aus, noch bin ich Herr der Routen und Begegnungen. Es reist mich, wie das Werk mich schreibt. Ja, ich verstecke mich im Text, aber der Text durchdringt auch mich und rumort in mir. (S. 50)

Der wahre Reisende erleidet seine Reise, gibt sich der Fremde hin, wird krank, schwitzt im Fieber, erbricht sich, bezahlt die Gastfreundschaft mit Durchfällen, Parasiten, Hautausschlag, löst sich an den Rändern auf, wird porös, durchlässig, aufnahmebereit. (Ebd.)

Der Reisende ist nicht glücklich. Er fühlt sich alleingelassen, ausgeschlossen, auf sich gestellt, der Verzweiflung nah. Dann, und nur dann geschieht es manchmal, dass ein Fremder sich seiner erbarmt und ihn mit seinem befristeten Schutz beglückt. Das Glück des Reisens kann nicht gefordert, gekauft oder erzwungen werden. Es muss dem Reisenden geschenkt werden. (S. 51)

Und doch fühlen wir uns nie lebendiger als bei neuen Begegnungen. Neue Begegnungen sind Wiedergeburten. (S. 60)

Wann habe ich das letzte Mal das Glücksgefühl des einfachen Daseins gespürt? Ich kann mich nicht erinnern. War es an einen Ort gebunden, im Gebirge, in der Wüste, am Meer? Oder an eine Stimmung, ein Verliebtsein, ein Erfolgserlebnis? Ich weiß es nicht mehr. Doch bin ich mir sicher, dass es Momente auf Reisen waren, herausgenommen aus dem vertrauten Alltag. Augenblicke überraschender, aber ganz und gar nicht beängstigender Vereinzelung, ein fast göttliches Bewusstsein des Ich-binder-ich-bin. (S. 251)

Die Angst vor dem Stillstand ist größer als die Angst vor dem Reisen. Aber treffe ich auf der Reise nur Vertrautes an, ist es doch wieder Stillstand. Schon lange suche ich nicht mehr etwas Bestimmtes, sondern die Suche selbst. Mein Heimweh ist Fernweh. In der Suche, in der Bewegung wohnen. (S. 424)

Für Roes gehört das klassische Reisen inzwischen ebenso der Vergangenheit an wie das Telegramm oder ein handgeschriebener Brief. Stattdessen ergreift das Internet vom heutigen Menschen Besitz. Für Roes eine Gefahr mit unabsehbaren Folgen:

Das Netz kennt keine Höflichkeit und keine Scham, es ist nicht satisfaktionsfähig, es zerstört das soziale Gleichgewicht, von dessen ausgesprochenen und unausgesprochenen Regeln es nichts weiß, und es schafft eigene, unmenschliche Regeln, die in unser soziales Leben eingreifen, ohne dass wir noch auf seine Einfluss hätten. Die Folgen sind weitreichender, als die weitsichtigsten Mahner vorhersehen können. Es handelt sich um

eine soziale Kernenergie, über deren jedes Zeitmaß sprengende Strahlung wir einmal mehr keinen vorausschauenden Gedanken verloren haben. Wir sollten anerkennen, dass es sich um eine letztlich unbeherrschbare Technik handelt, die uns in einem Maße abhängig und verletzlich macht, wie wir es in der Menschheitsgeschichte noch nicht erlebt haben. Wir sollten aus der totalen digitalen Vernetzung aussteigen, ehe sie uns dessen beraubt, was uns als Menschen auszeichnet und von dem sie selbst nichts weiß, weil sie nicht einen Augenblick gelebt hat, unserem analogen, körperlichen Dasein. Denn am Ende steht sonst das Aus realer Erfahrung, das Verschwinden einer Wirklichkeit, wie wir sie bisher erkannt haben und für deren Erkennen und Erleben wir ausgestattet sind. (S. 447f.)

War es legitim, Michael Roes' Buch *Melancholie des Reisens* in eine Darstellung über Krankheiten und psychische Krisen einzubeziehen? Zwei Gründe sprechen dafür. Zum einen die Melancholieerfahrung, die seit je mit Symptomen der Schwermut assoziiert wird und über die der Melancholieforscher Ulrich Horstmann schreibt: »Melancholie hat ... mit Ohnmachtserfahrungen, Überforderungserlebnissen, mit existentiellen Scheitern, der Notwendigkeit und Ausweglosigkeit des Mißlingens zu tun.«¹ Zum anderen schließen wir uns abermals Roes selbst an:

Das Reisen ergreift uns wie eine Krankheit, verändert uns wie eine Krankheit. Ohne krank geworden zu sein, sind wir nicht gereist. Die Entzündungen sind es, die unser Körper nicht vergisst und in ihm eingeschrieben bleiben. Die Verluste sind es, die uns am Ende bereichern, auch wenn sie uns das Leben kosten. (S. 300)

Anmerkung

- 1 Ulrich Horstmann: *Der lange Schatten der Melancholie. Versuch über ein angeschwärztes Gefühl*, s. http://untier.de/wp-content/uploads/der_lange_schatten_der_melancholie_kurz.pdf

Inhalt

Vorab	9
WELTSCHMERZ in Anton Mathias Sprickmanns Autobiografie <i>Meine Geschichte</i> (1787ff.)	11
TODESÄNGSTE in Annette von Droste-Hülshoffs Werken und Briefen	22
INNERE ZERRISSENHEIT – Christian Dietrich Grabbes Briefe	39
SCHIZOPHRENE GEWALT in Peter Hilles Erzählung <i>Ich war der Mörder</i> (1888)	56
TÖDLICHER WAHNSINN in Gustav Sacks Romanfragment <i>Paralyse</i> (1913/14)	69
PSYCHIATRIEERFAHRUNGEN in Lebenszeugnissen Jakob van Hoddis’ und Gustav Sacks (1912/1916)	84
PERSÖNLICHKEITSSPALTUNG in Adolf von Hatzfelds Erzählung <i>Franziskus</i> (1919)	92
DROGENABHÄNGIGKEIT in Paul Schallücks Roman <i>Die unsichtbare Pforte</i> (1954)	103
TRAUMATA in Peter Paul Althaus’ Gedichtband <i>Wir sanften Irren</i> (1956)	114
DESTRUKTIVER NARZISSMUS in Heinrich Schirmbecks Roman <i>Ärgert dich dein rechtes Auge. Aus den Bekenntnissen des Thomas Grey</i> (1957)	127

MORDFANTASIEN in Thomas Valentins Roman <i>Hölle für Kinder</i> (1961)	146
UNBEWÄLTIGTE SCHULDKOMPLEXE in Jenny Alonis Roman <i>Der Wartesaal</i> (1969)	156
GEFÜHLSCHAOS in Karin Strucks Roman <i>Klassenliebe</i> (1973)	164
UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEITSERFAHRUNG in Rainer Horbelts Roman <i>Die Zwangsjacke</i> (1973)	174
ENTFREMUNG in Sozialreportagen von Max von der Grün	182
RADIKALE SELBSTENTBLÖSSUNG in Ernst Müllers <i>Mancha</i> -Romanen (1982-1996)	190
HALLUZINATIVE WELTFLUCHT in Werner Zilligs Roman <i>Die Parzelle</i> (1984)	200
REALITÄTSVERLUST in Wolfgang Welts Romanen <i>Peggy Sue</i> (1986), <i>Doris hilft</i> (2009) und <i>Fischsuppe</i> (2014)	205
HILFLOSIGKEITSGEBÄRDEN in Walter Liggesmeyers Gedichtband <i>Schwarze Zeit</i> (1989)	218
IDENTITÄTSVERWIRRUNG in Erwin Grosches Theaterszenen und seiner Krimi-Groteske <i>Alle Gabelstaplerfahrer stapeln hoch</i> (1993)	227
GEWALTFANTASIEN in Ludwig Homanns Erzählungen und Romanen	242
KREBSERFAHRUNG (1) in Hans Dieter Schwarzes Roman <i>Rote Vogelschwärme</i> (1994)	251
ÜBERSPRUNGSHANDLUNGEN in Jörg Uwe Sauers Roman <i>Uniklinik</i> (1999)	256

IDENTITÄTSVERLUST in Martin Jürgens' Inszenierung von Robert Walsers Roman <i>Jakob von Gunten</i> (2000-2002)	266
KRANKHAFT OBESSIONEN in Judith Kuckarts Romanen <i>Kaiserstraße</i> (2006) und <i>Der Bibliothekar</i> (1998)	280
KREBSERFAHRUNG (2) in Michael Klaus' Romanen <i>Totenvogel Liebeslied</i> (2006) und <i>Tage auf dem Balkon</i> (2009)	288
SELBSTENTFREMUNG in Hans-Ulrich Treichels Romanen <i>Anatolin</i> (2008) und <i>Der Verlorene</i> (1998)	298
MUTTERVERLUST: Peter Wawerzineks Roman <i>Rabenliebe</i> (2010)	305
MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE in Andreas Mands Roman <i>Der zweite Garten</i> (2015)	321
DEPRESSIONEN in Tobi Katzes Roman <i>Morgen ist leider auch noch ein Tag. Irgendwie hatte ich von meiner Depression mehr erwartet</i> (2015)	331
NAHTODERFAHRUNG in Nina Georges Roman <i>Das Traumbuch</i> (2016)	345
TODESSEHNSUCHT in Tim Krohns gleichnamiger Erzählung (2017)	356
NO-RESTRAINT – Andreas Kollenders Roman <i>Von allen guten Geistern</i> (2017) über Ludwig Meyer, einen Pionier der Psychiatriebewegung	363
LEBENSÜBERDRUSS in Christoph Höhtkers Roman <i>Das Jahr der Frauen</i> (2017)	379
POSTTRAUMATISCHE BELASTUNGSSTÖRUNGEN in den Romanen Klaus Märkerts (2009-2019)	384

GRÖSSENWAHN in Jan Philipp Zymnys Roman <i>Grüß mir die Sonne</i> (2017)	395
AMNESIE in Christian Y. Schmidts Roman <i>Der letzte Huelsenbeck</i> (2018)	403
BINDUNGSLOSIGKEIT in Susan Krellers Jugendroman <i>Elektrische Fische</i> (2019)	413
SUIZIDGEFÄHRDUNG in Burkhard Spinnens Roman <i>Rückwind</i> (2019)	418
PHOBIEN in Helge Timmerbergs Reiseroman <i>Das Mantra gegen die Angst</i> (2019)	425
ADHS-SYMPТОМАТИК in Thorsten Nagelschmidts Roman <i>Arbeit</i> (2020)	431
VERLUSTERFAHRUNGEN in Michael Roes' Essayband <i>Melancholie des Reisens</i> (2020)	434
GESPALTENE WAHRNEHMUNG in Timon Karl Kaleytas Roman <i>Die Geschichte eines einfachen Mannes</i> (2021)	447
Dank	461